

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

7) Von Alfred af Hedenstjerna.

„Er ist furchtbar gemüthlich,“ gab Anna zu, „aber fein ist er nicht. Besinnst Du Dich, als er im Frühling bei uns in farbigem, ungebügeltem Hemde nur mit einem Kragen zum Antklopfeln Mittag aß?“

„Fui, wie abscheulich Du bist, Anna! Den Kragen hatte er von Papa geliehen, weil Haj ihn beim Spielen in den Hals gebissen hatte.“

Schließlich einigten sie sich dahin, daß der Thierarzt Eduard Langberg ein gemüthlicher, netter, lustiger Kerl wäre, der zweifellos ein sehr gutes Herz hätte, das er offenbar ungeheilt Fräulein Gerda geschenkt hätte.

Und dann schlofen sie wie zwei plaudernde Kinder ein, bevor Gerda daran gedacht hatte, auf ihren Divan zurückzukehren, und so fand Mama Hellvik sie am Morgen um acht Uhr, als sie in Pantoffeln, Negligéjacke und Unterrock, eifrig ihr Haar kämmend, das Zimmer betrat.

Leise legte sie den Kamm auf einen Stuhl, faltete die Hände und betrachtete die Mädchen, die mit den weißen, runden Armen dalagen, die feingeformten Gestalten dicht aneinander geschmiegt, so nahe mit den schönen, rosigen Gesichtern, daß das Haar beider wie eine goldene Glorie sie umfloss.

Mama Hellvik drückte ihren dicken Zeigefinger in die Augen und wischte und wischte. Dann ging sie leise hinaus und murmelte:

„Gerade wie damals, als sie noch kleine Kinder waren. Meine lieben, lieben Mädchen! Gott weiß, ob der lebenswürdige Baron oder der merkwürdige gewandte Herr Nilsson gut genug für sie sind.“

An den Pastor und den Thierarzt dachte Mama Hellvik nicht im Entferntesten.

Als aber am nächsten Mittag das Dampfboot von Seestadt ankam, und ein großer Theil der Sturgeellschaft unten am Hasen war, um die Ankommenden zu sehen, standen plötzlich — diese Beiden mit sonnenverbrannten Wangen, leuchtenden Augen und demüthig gekrümmten Rücken vor ihr, und da sie die ersten von zu Hause waren, die Mama Hellvik seit Wochen gesehen hatte, schloß sie sie auf einmal an ihr ehrliches Herz und stellte sie dann der ganzen Gesellschaft vor: „Herr Pastor Fridolin und Herr Doktor Langberg, Herr Doktor Langberg und Herr Pastor Fridolin.“

„Sehr angenehm, die Bekanntschaft eines Herrn Kollegen zu machen, obgleich ich mich nicht entsinne, Ihren Namen... hm... hoffe in jedem Fall, Herr Doktor, daß Sie nach dem, was Sie hier zu sehen bekommen, sich veranlaßt sehen werden, einige Ihrer Patienten herzuschicken,“ leitete der Unterarzt von Gesundbrunn das Gespräch ein.

Langberg, ein gutmüthiger Niese von prächtigem, echt nordischem Aussehen, dessen ganze jugendfrische Persönlichkeit eine Fülle von Lebensfreude verrieth, schüttelte und drückte die Hand seines Kollegen so, daß dieser beinahe aufschrie.

„Geht nicht gut, Herr Doktor! Meine Patienten bestimmen nicht selbst über ihre Reisen.“

„So, so... Hospitalarzt also... Ja, das ist ein interessantes Arbeitsfeld. Bergö oder Christinenhasen? Rein...?“

„Keins von beiden! Ueberhaupt nichts derartiges.“

„Aber, dann verstehe ich nicht... Warum sollten denn Ihre Patienten nicht selbst über ihre Reisen bestimmen?“

„Ja, eigentlich ist es hart, und vielleicht kaum gerecht; aber wahrscheinlicherweise kommt es wohl daher, daß sie... auf vier Beinen gehen!“

Der Unterarzt lachte, weil die Umherstehenden lachten, wurde aber zurückhaltender und weniger kollegial.

Die ganze Gesellschaft begab sich allmählig in den Kurpark. Gerda's Wangen prangten in lebhaftem, hochrothem Glanz, und sie antwortete furchtbar zerstreut auf alles, was eine neue Freundin ihr in die Ohren plauderte. Vor ihr gingen ja Papa und Onkel Gustav mit ihm. Mit welcher Begierde sog sie nicht jedes Wort des jungen Mannes ein.

An und für sich waren diese eigentlich nicht so besonders merkwürdig:

„Verdammte Hügel... verderben die Knie und Hufe der Pferde... reiste daher lieber mit dem Boot... bleibe nur bis morgen... hatte in Seestand zu thun und konnte es daher nicht unterlassen...“

Onkel Gustav blinzelte verschmüht zu diesen Erklärungen über das plötzliche Erscheinen der beiden jungen Männer an einem Orte, der ohne die Anwesenheit der Hellvik'schen Mädchen ihnen vielleicht für immer eine terra incognita geblieben wäre, und rief den Pastor Fridolin, der ein Stück vorausging:

„Aber wie in aller W... Welt geht es nun, Herr P... Pastor, wenn beide Herren f... fort sind, daheim mit der zwei- und vier... beinigen Herde?“

Fridolin hörte und sah nichts; diese kleine Gestalt in schwarzer Kleidung und mit schwarzem, wohlgebürstetem Haar und einem wahren Johannesgesicht, ging, das Herz von Hoffnung erfüllt, an Anna's Seite dahin.

Aber Langberg erfaßte die Bemerkung, lachte, sah treuherzig und würdig den Onkel Gustav an und sagte:

„Für die letztere ist die Weide so gut wie eine Brunnenkur, und von der ersteren ist ein gut Theil gerade jetzt auf der Reise...“

„D... Danke, mein junger Freund,“ sagte Onkel Gustav.

Pastor Fridolin setzte seine Worte sehr behutsam und sprach mit viel Wärme zu Anna Hellvik. Es kam auch etwas von Sehnsucht hervor, und daß es wäre, als wenn in Sultuna die Sonne für Wochen und Monate untergegangen wäre, seit die Familie Hellvik ihre Sommerreise angetreten habe.

Anna hörte zerstreut zu und suchte dem Gespräch eine allgemeine Richtung zu geben, indem sie den Pastor fragte, wie ihm hier die Gegend gefiele und das, was er vom Leben in Gesundbrunn so flüchtig sehen konnte.

Er reckte seine kleine, dünne Gestalt in die Höhe, warf sich indie Brust, stellte sich fast auf die Zehenspitzen und antwortete mit einem flammenden Blick auf seine Begleiterin:

„O, das ist hier eine herrliche Gottesnatur und ein ungewöhnlich schöner Platz, den der Schöpfer überreich mit seinen Gaben bedacht hat; gerade ein passender Rahmen für die, die man so innig... die man... die man so hoch schätzt. Hier ist es so schön, daß es förmlich in einem jubelt:“

„Wenn so viel Schönheit ich in jedem Werke
Der Schöpfung und des Lebens staunend merke,
Wie schön muß dann erst sein die Quelle
Der Schöpferkraft, die ewig heile!“

„P... Psalmenbücher haben wir mit, drei Stück fog...“, bemerkte Onkel Gustav, der gerade vorbeiging, boshaft.

Der Thierarzt und Gerda waren verschwunden, niemand wußte, wo sie geblieben waren oder wann man sie eigentlich aus dem Gesichte verloren hatte. Aber ein Vogelpaar, das sein Nest unter einem Busch oben am Berge hatte, guckte erstaunt durch das Laub auf ein paar junge Menschen hinab, die auf dem Moose saßen und gerade so zwitscherten, wie sie selbst in den Frühlingstagen, wenn das Nest Palm für Palm gebaut wird.

Er sagte, er wüßte, wie arm und gering er wäre, wie dürftig er ihr im Vergleich mit all den jungen Männern erscheinen müßte, die Fräulein Gerda hier zu sehen bekäme, und wie es ihm wehthun müßte, sie inmitten all dieser zu sehen; aber dennoch hätte er es nicht unterlassen können, hierher zu reisen, sein Herz mochte noch so schmerzen.

Sie erwiderte, sein Herz brauchte hier durchaus nicht zu schmerzen. Es wäre hier ganz herrliche, gesunde Luft, und sie hätte es noch niemals so schön gefunden, wie gerade heute. Sie hätten sehr viel „furchtbar nette“ Menschen kennen gelernt; aber die Damen gefielen ihr doch meist am besten. Die Herren wären ja auch ganz nett, aber sie hätte auch anderwärts welche getroffen, die ihr ganz gut gefielen... vielleicht sogar noch besser.

Ob es hier viele Feste und Vergnügungen gäbe? Ach ja, aber man würde dessen bald müde. Heute zum Beispiel hätte sie gern auf der großen Veranda in Sultuna gefessen; und wäre er dann dorthin gekommen, wie es seine Gewohnheit war, am 2. und 16. in jedem Monat, dann

hätte sie ihn zu Himbeerjast eingeladen und mit ihm ein Blaudeerständchen gehalten, und das wäre fast ebenso amüſant gewesen, wie hier die Vergnügungen, ja fast ebenso! — —

Die beiden Fremden dinirten am Tisch der Familie Hellvit, der Pastor wieder neu gebürstet und im feinen, schwarzen Priesterrock, der Thierarzt im Jacket und de schönsten, farbenreichen Schlipps, den man in den letzten sieben Jahren in Gesundbrunn gesehen hatte. Der Pastor that sein möglichstes, eine Unterhaltung zu ſtande zu bringen, aber Fräulein Anna zog einen nach dem andern ins Geſpräch, ſelbſt den kleinen Karl. Der Thierarzt ſchwieg, aß und trank ununterbrochen, ſah aber nicht ſo aus, als wenn er ſich langweilte, wie er da mit klopfendem Herzen, und rothen, ſonnenverbräunten Wangen ſaß. Beim Deſſert dankte der Pastor mit leiſer Stimme, um nicht an anderen Tiſchen gehört zu werden, für den freundlichen Empfang und ſprach von Gängen und Wiederſehen, von Hoffen und Furchten und von einem Frühling und Sommer, die über Sultuna und deſſen Nachbarn beim Beginn des Herbitſtes hereinbrechen würden, wenn nur Sultuna's ſchönſte Blumen wieder dorthin umgeſetzt wären.

Als er geendet hatte, zog Doktor Langberg ſeine Serviette unter dem Kinn vor, legte ſie zugeballt auf den Tiſch, erhob ſein Glas gegen die Birthin und ſagte in gerührtem, aber kräftigem Ton, der über den ganzen Reſtaurationsbalkon vernehmbar war:

„Ja, verlaſſen Sie ſich auf mich, Frau Hellvit, daß ich getreulich nach dem Klein- und Großvieh ſehen werde! Proſit und Dank!“

Der Abend verlief für einige ſehr angenehm, und am folgenden Tage reiſten die beiden Herren ab. Die Harmonie zwiſchen ihnen beiden war aber nicht mehr ganz ſo groß, wie bei der Herfahrt. Der Thierarzt wollte zum Mittag auf dem Boot Burgunder trinken, der Pastor Limonade. Der Thierarzt ſtand auf Deck, ſchaute mit ſchwärmeriſchem Blick in die blaue Ferne hinaus und ſummte ein Volkslied vor ſich hin. Der Pastor aber nahm ein altes Buch von Bogakty mit dem Titel „Selige Scham“ vor und ſchloß ſich in ſeiner Koje ein.

Als der Pfarrer heim kam, ſollte er ein Mädchen ins Gebet nehmen, das über das ſechſte Gebot zu Fall gekommen war. Sie kam bald darauf mit rothen Augen, ganz gebrochen und vertveilt von ihm heraus.

Als aber Langberg nach Hauſe kam, drehte er ſeine alte Haushälterin wie einen Kreiſel herum, ſo daß ihr faſt der Athem verging, gab ſeinem „Paul“, der ihn von der Bahn abgeholt hatte, die Hälfte des Zuders von dem auf der Veranda wartenden Kaffeetablett und ſagte:

„Stine, Sie können ſich gar nicht denken, wie herrlich es in Gesundbrunn iſt!“

V.

In dieſem Jahre waren viele ſeine und vornehme Leute in Gesundbrunn, Leute, die ſo vornehm waren, daß ſelbſt die ſchöne Oberſtin Bärfeldt ganz belebt werden konnte von einem Spaziergang oder einem Geſpräch mit ihnen.

Unter andern war da einer der Parteileiter aus dem ſchwediſchen Reichstage, der ſchon viele ſchwierige Fragen gelöst hatte, verſchiedene kitzliche Situationen geklärt und ſtändig eine ſchwere Verantwortung, eine drückende politiſche Laſt auf ſich ruhen ſühlte, ohne daß ſie im geringſten vermocht hätte, ſeine ruhige und ſelbſtbewußte Perſönlichkeit niederzudrücken, die ein anſehnliches Staatsamt in Ausſicht hatte, wenn die politiſchen Stoßwinde allzu ſtark würden.

Und dann gab es da Magnaten und Großgrundbeſitzer, zwei ehemalige Miniſter mit mehreren anderen Notabilitäten, darunter einen Biſchof.

Man war alſo ſehr gewöhnt an den Anblick der Großen der Erde, aber wer wird ſich trotzdem wundern, daß eine mächtige Woge jubelnder Ehrſucht und Liebe, vermüſcht mit Verwirrung und allgemeiner Unruhe die tauſendachtshundert Seelen durchzog, von denen vierhundertundfünzig „erſter Klaſſe“ waren, als Kurdirektor Modz eines ſchönen Morgens die Geſellſchaft an der Thüre des großen Salons feierlich, wie ein morgenländiſcher Gott, mit glänzender Keuigkeit auf ſeinen erregt zitternden Lippen empfing:

Meine Herrſchaften, ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen: Seine Majeſtät der König kommt am Donnerstag Nachmittag um ſechs Uhr von Seeſtadt hierher!“

Selbſt der Oberſt Bärfeldt, der unter höchſtdieſelben Kronprinzenzeit ſein dienſtthuender Adjutant geweſen war, vermochte bei der Mittheilung der Keuigkeit nicht völlig ſeine Faſſung zu bewahren. Nur der große Politiker, der bereits

ſeit acht Tagen eine Ahnung von dem bevorſtehenden Ereigniß gehabt hatte“, und zwei andere kleinere Politiker, zwei energiſche Anhänger der Oppoſition, blieben einigermaßen kaltblütig.

Die Männer des Vergnügungskomitee's waren ſogleich mit ſich darüber im Klaren, daß die Augen ganz Europa's auf ſie gerichtet wären, und ihre ſchon gekrümmten Rücken wurden von kalten Schauern überlaufen, bald aus Wolluſt im Gefühl ihrer Bedeutung, bald inſolge völliger Rathloſigkeit.

Frau Hellvit faltete die Hände und ſagte zu Anna: „Herr Gott, wir ſind ja alle Menſchen, aber er iſt doch der Landesvater! Kommt, Kinder, ſetzen wir uns! Mir wird ganz ſchwach in den Beinen!“

Die Vabefrauen ſtanden in ihrem Korridor mit neidiſchen Blicken und ſtüſterten: „Nun möchten wir nur wiſſen, ob er bei der Stine baden wird, ſie hat die beſte Zelle . . . Soll er auch frohſirt werden, wie die andern Leute? . . . Der Doktor weiſt ihn ſicher nach Nr. 7, denn er hat's immer mit der Lotte gehalten.“

(Fortſetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein neuer mechaniſcher Webſtuhl.

Es handelt ſich um Seaton's automatiſchen Webſtuhl. Nach den Roſaunenſtößen der Kellame ſollte es ein Wunderſtuhl ſein, der alle biſher dageweſenen Wunderſtühle noch übertrifft. Der Erfinder, ein Amerikaner aus San Francisco, hatte das Ding in Chemnitz in einem Saale der höheren Webſchule aufgeſtellt und Intereſſenten und Käufer des Patenten zur Beſichtigung eingeladen. Trozdem England dem Erfinder ſchon grobartige Angebote gemacht haben ſollte, hatte er ſich doch „aus Hochachtung vor der deutſchen Induſtrie“ entſchloſſen, ſeine Erfindung zuerſt unſeren Fabrikanten zum Kauf anzubieten. Daß engliſche und amerikaniſche Kapitaliſten für vorauſichtlich rentirende Unternehmungen weit größere Kapitalien riſkiren, als die deutſchen, wird dem Herrn jedenfalls bekant geweſen ſein, es werden alſo wohl andere Gründe als Hochachtung vor unſerer Induſtrie ihn bewogen haben, zuerſt in Deutſchland ſein Heil zu verſuchen. Den Arbeitern kann das auch ſchließlich ziemlich gleichgiltig ſein, ſie haben nur nöthig, ſich darum zu kümmern, ſo weit es ihre Intereſſen berührt. Die Seite der Frage, ob durch die Einführung des Stuhles eine ſtärkere Proletariſirung eintreten könnte, bietet zur Beunruhigung keine Veranlaſſung. Die Angabe, daß ein Arbeiter bei Anbringung der patentirten Vorrichtung an Stuhl eine Anzahl von 15—20 und mehr Stühle überwachen könne, iſt etwas amerikaniſch; wenn wir alle mechaniſchen Stühle mit Kett- und Schußfadenwächtern ausrüſten wollen, außerdem die beſten Materialien verarbeiten, ſo werden wir in der Produktion gar nicht viel hinter dem Seatonſtuhl zurückbleiben, ganz beſonders noch, wenn man in betracht zieht, daß dieſer Stuhl doch kaum auf die Schnelligkeit unſerer glatten Stühle wird gebracht werden können, da ſonſt die vielen in Wechſelbeziehung ſtehenden komplizirten Mechanismen nicht mehr ſicher funktionieren können, eine Mehrleiſtung alſo durch verdorbene Waare paralyſirt werden würde.

Der Vorgang an dem Stuhl iſt kurz folgender: Ein gewöhnlicher Webſtuhl wird in einen Seatonſtuhl dadurch umgewandelt, daß man die Lade herausnimmt, und durch eine neue, mit der Erfindung ausgeſtattete erſetzt. Dieſe bietet nur an den Schützenkäſten eine Veränderung, indem die Vorrichtungen zum Deſſnen der Baden eines Greiſerſchüzens angeordnet ſind. Greiſer- oder Maulſchützen nennt man ſolche, die in ihrem Hohlkörper (Waud) keine Spule haben, von der ſich der Schuß abzieht, ſondern von einem außerhalb der Lade aufgeſtellten Magazin (Klops oder Rolle) einen Faden erfaffen und hinter ſich her durch das Fach ziehen. Man kannte biſ jetzt ſolche Schützen, welche vermittelt eines abſtehenden Knopfes den ihnen gereichten Schußfaden erfaffen und andere mit Klemmfedern, zwiſchen welchen der Schuß gehalten wurde. Der neue, ebenfalls zum Patent angemeldete Greiſerſchützen hat an jeder Spitze zwei durch Federzug zugepreßte Schenkel, welche, am äußerſten Ende des Kaſtens angekommen, ſich öffnen und den ſenkrecht gehaltenen Schußfaden erfaffen, ſich dann wieder ſchließen und den Faden bis drüber zur Leiſte ſchleppen. Hier öffnen ſich die Baden und geben den Schuß frei zum Ladenanſchlag, während die andere jetzt nach dem Kaſtenende ſtehende Spitze den Faden von dieſer Seite faßt. Das Einlegen von Spulen in den Schützen wird dadurch allerdings überflüſſig gemacht, und der Stuhl ſamt, wenn der Fadenvorrath, das Magazin, groß genug iſt, viele Stunden ununterbrochen laufen, und bei der Tourenzahl, mit welcher der Stuhl in Chemnitz lief (ca. 90 Schuß per Minute) funktionieren die Vorrichtungen zum Deſſnen der Greiſer gut. So lange Stühle neu ſind, kommt es beſamlich ſeltener vor, daß ſie nicht ſolchen Anſprüchen genügen, aber wenn dieſelben erſt einmal mehrere Jahre gehen, dann ändert ſich das Bild manchmal recht unvortheilhaft und ganz beſonders, wenn dieſe kleine Theile zur Wirkung kommen ſollen. Ein ſichbares Ueberflüſſigmachen von Arbeitskräften wird alſo von dieſer Erfindung nicht zu beſorgen ſein.

Wir kämen somit zur zweiten Seite der Frage: Wird der neue Stuhl für die an Webstühlen beschäftigten Arbeiter von irgend einem Nutzen sein? Hier wird die Antwort entschieden bejahend ausfallen, indem die Gefahren, welchen ein Theil der Arbeiter durch Aus-springen von Schützen an gewissen bei uns verwendeten Webstuhl-Systemen ausgesetzt ist, ganz bedeutend herabgemindert würden. Der größte Theil der Unfälle, welche jährlich in mecha-nischen Webereien sich zutragen, wird durch aus-springende Schützen veranlaßt, und ganz besonders sind es die Wechsel-stühle, welche diesen Uebelstand am meisten zeitigen. Wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß auch glatte, einschützige Stühle durch Treiben auf unvernünftig hohe Tourenzahlen oder schlechte Behandlung und Vorrichtung, ebenso gefährlich sind, so liegt die Gefahr bei Wechselstühlen doch noch viel näher. Die geringsten Zeitdifferenzen in dem Zusammentreffen der wirkenden Theile, Kastenwendung und Schützen-schlag, führen einen Bruch dieser Theile oder ein Schützenaus-springen herbei. Hier kam die Verwendung des Seatonpatentes nützlich werden, indem der Erfinder auch gleichzeitig einen Mechanismus konstruirt hat, vermittelst dessen sein Stuhl nicht allein glatte Waare machen kann, sondern auch bunte, sogenannte Wechselwaare; bei ihm kommt nicht ein neuer Schützen zur Wirkung, welcher die gewünschte Farbe ent-hält, sondern es bleibt immer ein und derselbe Schützen im Kasten und nur die Fäden auf den Seiten werden gewechselt, welche der laufende Greiferschützen erfassen soll. Der Mechanismus des Erfinders läßt einen siebenfarbigen Wechsel zu, und derselbe läßt den Gang des Stuhles resp. des Schützens gänzlich unbeeinträchtigt. Die für das Aus-springen der Schützen bei Wechselstühlen maßgebenden Faktoren sind hier also gänzlich vorhanden; von diesem Gesichtspunkte aus kann man die Erfindung gewiß freudig begrüßen.

Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß unsere Fabrikanten aus diesem Grunde allein sich für die Anschaffung des Stuhles begeistern werden, so ist es jedoch nicht ausgeschlossen, daß diese Erfindung erst der Anfang ist; es ist, wie A. v. Humboldt sagt, die Eigenthümlichkeit wichtiger Entdeckungen, daß sie zugleich den Kreis der Eroberungen und die Aussicht in das Gebiet, das noch zu erobern bleibt, erweitern. Für eine solche Annahme sind im vorliegenden Falle begründete Hoffnungen vorhanden, so daß wir für die nächsten Jahre auf Ueber-raschungen gefaßt sein dürfen. — M. B.

Kleines Feuilleton.

w. Ein Bild aus dem Leben. Aus Kiel wird uns geschrieben: Dieser Tage ging ich durch Skarden, auf der anderen Seite des Kieler Hafens, der Stadt gegenüber. Da wird jetzt gewaltig gebaut und gewühlt. Die Krupp'sche Germania-Werft wird zu einem Riesenbetrieb erster Ordnung umgestaltet. In Hunderten schaffen fleißige Hände an dieser Arbeit. Vom Wasser aus sind zwei mächtige Digger thätig, ein Stück Land nach dem andern vom Ufer fortzureißen. Der Untergrund ist für die zu schaffende Kaimauer und die zu bauenden Werkstätten nicht fest genug. Da gilt's, die Schlamm- und Moormassen, die in den siebenziger Jahren beim damaligen Bau der Kaiserl. Werft auf die feuchten morastigen, tief liegenden Wiesen geschüttet wurden und nun die langen Jahre hindurch, mit etwas Muttererde bedeckt, in kleinen Parzellen den Arbeitern zum Anbau ihrer Kartoffeln gedient hatten, zu entfernen und durch gute Sandschüttung zu ersetzen. Schon weit ins Land hat sich der eine Digger hineingefressen, und sein Wechzen und Stöhnen mischt sich mit dem Hämmern und Pochen von der Werft und dem gellenden Pfeifen der Lokomotiven, die die endlos rollenden Sand-wagen der Feldbahn von den hohen Sand- und Kiesbergen im Hinter-grunde des Ufers zu diesem hinziehen. Dampfstrahlen schlagen am Ufer die Pfähle für die Spundwände zur Befestigung der Sandschüttungen oder schlagen den Pfahlrost für Gebäude auf nicht ganz sicherem Grunde. Ein reges Leben und Treiben auf dem weiten Plage, ein geschäftiges Hantieren, wohin man sieht. Und an diesem Riesen-Bau-platz gehe ich vorüber.

Da sehe ich dicht zu meinen Füßen im Grunde eine Ar-beiterkolonne schaffen. Eine Handramme haben sie auf-gerichtet. Ein langer, starker Balken ist senkrecht gestellt, zwei Stützen halten ihn in seiner Lage. In eisernen Schienen läuft ein Hammbar. Unter diesen ist der einzuschlagende Pfahl gestellt. Gerade jetzt kommandirt der Kolonnensführer: „Hoch“, und zehn Ar-beiter in gleichmäßigem Mäßen ziehen das schwere Gewicht hoch. — „Dupp“ rrrr — und schwer fällt der Fallbar hinunter — und wieder fällt er hinunter — und immer wieder im gleichmäßigen Tempo. Da spannt sich der Rücken der Arbeiter und da streckt sich der Körper im ewigen Gleichmaß. Selbst zur Maschine geworden sind die Ar-beiter, im ewigen Einerlei verrichten sie ihre Arbeit. Mit ge-schlossenen Augen theilweise, hastig beim Aufrichten sich einmal die verblenden Schweifstropfen mit der Hand von der Stirne wischend, folgen sie dem Kommando ihres Vorarbeiters. Und ein merkwürdiges Kommando ist es, das dieser giebt. Ein altes Volkslied singt er. In kurzen Sätzen, mit mono-toner einformiger Stimme giebt er durch Unterbrechung das Zeichen, daß der Fallbar fallen soll:

„Es wollt ein Mä“ — „ächchen früh aufstehn“ — „dreiviertel-stund vor“ — „Tag, in den Wald wollt“ — „wollt sie spaziii“ —

„iren gehn“ — „ju ja ju spazi“ — „iren gehn, bis“ — „das der Tag anbrach.“ Und jedesmal, wenn die Pause kommt, dann richtet sich der Körper des Arbeiters auf, und dann fällt starr und rasselnd der schwere Klotz. Und gleich wieder beim Ansetzen zu einem Worte, da spannen sich die Muskeln, und der Klotz bewegt sich langsam wieder nach oben. — Eine Weile habe ich der Arbeit zu-gesehen, dann mußte ich meiner Wege gehen. Und als ich nach Stunden wieder der StraÙe kam, da schafften die Arbeiter noch immer in derselben gleichmäßigen Weise. —

— **Echte Perlen in der Lüneburger Haide.** Vor einigen Jahren hat es noch echte Perlen in der Lüneburger Haide gegeben. In der Lutter wurde eine sogenannte „gute Muschel“ gefunden, die Fluß-Perlmuschel, welche schöne Perlen liefert. Diese Muschel kommt in der Lüneburger Haide vor in den Bächen Gerdau und Bornbeck bei Bodenteich, Luhe, Sebe, Schwienau, Lutter und Lachte. In der Gerdau kam sie früher am häufigsten vor und die Luhe hatte die größten und schönsten. Die Perlenfischerei der Haide war früher in manchen Jahren recht ertragreich, jetzt hat sie ganz aufgehört. Die Perlmuschel ist selten geworden. Nur gelegentlich findet man noch eine „gute“ Muschel, d. i. eine solche, die eine Perle führt. Ein Perlenfischer versah sich mit einembeutel, den er sich am Halse befestigte und einem Stock, um sich im Wasser damit zu stützen. Bei hellem Sonnenschein und stillem Wetter unternahm er seinen Fang, indem er dabei gegen den Strom ging. Dünkte ihm eine am Grunde stehende Muschel gut, so holte er sie mit der Hand, oder wenn das Wasser tief war mit den Füßen heraus, indem er sie zwischen den Zehen einklemmte. Geschickte Perlmuschel-fischer konnten ziemlich sicher beurtheilen, ob eine Muschel eine Perle enthielt oder nicht. Meistens hatten sich die sog. guten Muscheln in ihrem Lager festgelegt, „angezogen“. Ihr Weibchen hat entweder eine Einbeugung, Vertiefung, andere Farbe, oder eine unnatürliche Krümmung beider Schalen und läßt dadurch erkennen, daß im Innern eine Perle ist. Ob dieselbe aber reif oder unreif ist, läßt sich leider von außen nicht bestimmen. Man muß daher die Schalen öffnen, indem man mit dem Messer dazwischenfährt. So geht in jedem Falle die Muschel verloren, die sonst noch später die Möglichkeit bieten könnte, Hülle eines solchen Schatzes zu sein. Weil früher auch nicht alle Perlenfischer genug geübt waren, die „guten“ Muscheln gehörig aus-zulösen, wurden jährlich viele Tausend geöffnet. In 10–20 Jahren findet man wohl überhaupt in der Lüneburger Haide keine Perl-muschel mehr. —

Literarisches.

Rudolf Eisler: Die Elemente der Logik. Wissen-schaftliche Volksbibliothek Nr. 63–64. Verlag von Siegfried Schur-pfeil, Leipzig. — In dem kleinen Bändchen wird der recht verdienst-liche Versuch gemacht, die Grundbegriffe der Logik Lesern ohne besondere Vorbildung zugänglich zu machen. Dieses Unternehmen wird sehr erschwert durch den Umstand, daß die Wissenschaft der Logik gerade in den letzten Jahren einem heftigen Umbildungs-, wie manche wollen, einem Auflösungsprozeß unterworfen ist, was sich auch in Eisler's populär gehaltenem Schriftchen wieder spiegeln muß. Wir wollen aber deshalb auch nicht mit dem Verfasser rechten, ob er nicht besser gethan hätte, dies oder jenes auszuscheiden oder dafür das eine oder das andere aufzunehmen; bemerkt sei nur, daß wir eine bloß formale Logik — praktisch wohl das wichtigste — vorgezogen hätten; da Eisler selbst die Erkenntnistheorie aus-geschlossen, rufen die kurzen Andeutungen über dieses Gebiet, deren er doch nicht entzathen kann, ein Gefühl der Unsicherheit hervor. Gerne hätten wir ihm die zahlreichen scholastischen Kunstausdrücke gekent; wir sähen dafür weit lieber die Verwendung der geometrischen Methode gezeigt, die ja gerade für den Laien etwas ungemünztes Anschauliches hat. Zum Schluß noch eine Kleinigkeit: wir vernüßten zu unserm Bedauern im Literaturnachweis die Logik von Lipps, die doch wohl sehr geeignet ist, in das Studium der Kontroversen auf dem Gebiete der Logik einzuführen. —

Theater.

— Max Dreyer's neues, dreiaktiges Drama „Gans“ soll noch in dieser Spielzeit im „Deutschen Theater“ zur Auf-führung gelangen. —

Geographisches.

— An der „Neuen Universität in Brüssel ist ein unter der Oberleitung von Elisée Reclus stehendes geogra-phisches Institut gegründet worden, das das Studium der Geographie auf breiterer Grundlage ermöglichen will. In einen an der philosophischen Fakultät zu absolvirenden Vorkurs, der sich auf die Elemente der Naturwissenschaften, Mathematik, neueren Sprachen und einem kurzen Ueberblick über das Gesamtgebiet der Geographie erstreckt, schließt sich ein dreijähriges Fachstudium, dessen Stundenplan alle Zweige der Geographie und ihre Grenzwissen-schaften nebst praktischen Uebungen umfaßt. In den im ersten und zweiten Studienjahre wöchentlich je 15, im dritten je 16 Stunden umfassenden festen Lehrplan schließen sich an freien Tagen und in den Ferien regelmäßig auszuführende geographische Exkursionen an; außerdem sind die Studirenden verpflichtet, Untersuchungen und Ab-handlungen auszuarbeiten, die gleich den während der obligatorischen Unterrichtsstunden angefertigten Karten und Reliefs Eigentum des Institutes bleiben und von diesem veröffentlicht werden können. —

Paläontologisches.

—ss— Ueberreste von Mammuths wurden, wie der Biologischen Gesellschaft in Washington mitgeteilt wurde, auf den Pribilof-Inseln gefunden, die in letzter Zeit als Mittelpunkt des immer weiter abnehmenden Robbenfanges vielfach genannt wurden. Mr. Snodgrass, der eine von der Stanford-Universität ausgerüstete Expedition begleitete, entdeckte in einer Lavahöhle auf dem Dogoslaf-Hügel zwei Mammuthzähne und Knochen einer Bärenart, die augenscheinlich von dem heutigen Polarbären verschieden waren. Der Forscher hat die Ansicht ausgesprochen, daß die Gegenwart dieser Knochen an der betreffenden Stelle auf eine verhältnismäßig junge Verbindung der genannten Inseln mit dem Festlande hindeuten scheint. —

Völkerkunde.

gk. Variationen der Polyphem Sage. Die Fabel von dem ungeschlachten Zyklopen Polyphem, die aus der Odyssee allgemein bekannt ist, findet sich keineswegs nur bei den Griechen. Namentlich im Osten Europa's sind in letzter Zeit zahlreiche Variationen derselben bekannt geworden, und es gewährt ein großes Interesse, an der Hand einer Arbeit, die Dr. S. Polvka im „Archiv für Religionswissenschaft“ veröffentlicht, die Sage auf ihren weiteren Wanderungen zu verfolgen. Am treuesten wurde die altgriechische Sage am Kaukasus, besonders in Mingrelien, bewahrt. Sie hat da ganz den Charakter des Fischezmärchens: Fischer, und zwar acht Brüder, werden aufs Meer hinausgetrieben und gerathen an eine unbelannte Küste, in das Haus eines einäugigen Niesen, in dessen verschiedenen Abtheilungen Schafe und Ziegen untergebracht sind. Der Niese verspeißt zunächst sechs von den Brüdern, er wird dann von den Ueberlebenden mit einem im Feuer glühend gemachtem Spieß geblendet; die beiden kommen wieder hinaus, obwohl der Niese jedes einzelne Thier beim Hinausgehen betastet, indem sie zwei Widder schlachten und sich in deren Felle stecken. Auch da erinnert an die Odyssee, daß der Niese ihnen nachsteht und ihrem Schiffe eine Kente nachwirft, die es fast zum Untergehen bringt. Freilich weiß diese Sage nur von einem Zyklopen, nicht von einem ganzen Volke zu erzählen. In anderen kaukasischen Versionen wohnt der Niese nicht mehr am Meeresufer, die ganze Geschichte spielt vielmehr in rauhen Gebirgsgegenden. Dester wird die Polyphem Sage nur als Episode in größeren Erzählungen erwähnt, so zum Beispiel in der ostfennischen Erzählung von dem Nationalhelden Urhsmag. In dieser kommt der Held allein in die Höhle des Niesen; dagegen hat der letztere noch einen Sohn. Mit ihr verwandt ist die tschechische Version, in der der Niese auch genauer geschildert ist: Sein Schritt ist wie der eines Elefanten, sein Pelz ist aus sechzig, seine Milche aus acht Schaffellen verfertigt. Sein Hund ist so groß wie eine Kuh. Ausgefallen ist aber hier die Blendung des Niesen. In zwei großrussischen Märchen geschieht die Blendung des Zyklopen nicht mittels des glühenden Spießes, sondern durch glühendes Blei oder Pech. Auch bei den türkischen Bewohnern des Altai wird folgendes Märchen erzählt: Ein Mann kommt zu einem fast blinden Niesen, der ihn fangen und fressen will. Er er bietet sich, den Niesen zu heilen, aber als dieser darauf eingeht, bindet er ihn und gießt ihm flüssiges Blei in die Augen. Selbst bis zu den Kirgisen im Zentral-Asien ist die Sage in zwei Versionen, wahrscheinlich durch die Vermittelung der kaukasischen Völkerschaften, gedrungen. Dagegen finden sich bei Westslaven nur noch schwache Spuren. Neuerdings wurde eine slowakische Erzählung aus Nordungarn bekannt, die auf sie zurückzuführen ist. Da passiert das Abenteuer zwei Drahtbindern, die in einem einsamen Schloß mit einem Niesen zusammen treffen, der ein großes Auge auf der Brust hatte. In anderen slavischen Märchen im Nordosten Europa's erscheint die alte Sage mit einem neuen Motiv verknüpft, indem die Brüder ausziehen, um die Furcht und das Elend kennen zu lernen. In dem Zyklopen ist dann die Furcht oder das Elend personifizirt. Interessant ist ein weißrussisches Märchen aus dem Gouvernement Moshkew, in dem der Teufel an die Stelle des Niesen getreten ist. Ein Schmied trifft in der Höhle den Teufel. Er schmiedet ihm, um ihn zu entgehen, Sabeln für die Hölle, benutzt diese aber, nachdem er sie glühend gemacht, um dem Teufel beide Augen auszustechen. Der Geblendete setzt sich vor die Thüre, aber der Schmied wirft drei Schafe auf ihn, macht ihn dadurch bewußtlos und schmiedet ihn dann fest. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Eßbare Vogelbeeren. Zur Herbstzeit prangen überall an Wegen und Rainen die Ebereschen mit ihren korallenrothen Früchten. Unbekannt dürfte es manchem sein, daß es auch süße und eßbare Vogelbeeren giebt. Sie sind auf dem mährischen Gebirge zu Hause. Die dortige Eberesche hat bedeutend saftigere und größere Früchte, als die unsrige. Es ist nicht das mildere Klima, das die Entwidlung besserer Früchte begünstigt — in diesem Theile Währens ist es ziemlich rauh —, sondern es handelt sich um eine eblere Art der Vogelbeere. Vor 3—4 Jahrzehnten haben nämlich die dortigen Bewohner zahlreiche Stämme mit Reifern einer süßen Spielart gepflanzt, und diese so veredelten Bäume tragen alljährlich Beeren, die, roh gewossen, schon gut schmecken, eingelocht jedoch ein Kompot geben, das fast wie Preiselbeeren aussieht. Auch zu Saft lassen sich die süßen Vogelbeeren eintochen. Nach chemischen Untersuchungen verdanken sie ihren süßen Geschmack

Zucker, wovon sie 8 pCt. enthalten, also beinahe soviel, wie unsere süßen Kirichen. Wegen ihres hohen Zuckergehalts läßt sich aus diesen Vogelbeeren auch ein weinartiges Getränk herstellen, das sich wegen der geringen Menge Gerbsäure, die sich auch noch in den Früchten findet, lange hält. Wie aus Kirichen, Pflaumen u. s. w. wird aus den süßen Vogelbeeren auch Schnaps gebraunt. Die süße Vogelbeere wächst ziemlich schnell, nimmt sich auch als Baum wegen ihrer schönen pyramidenförmigen Krone gut aus und trägt schon im zweiten und dritten Jahr nach der Anpflanzung. Sie ist gegen Kälte nicht empfindlicher als unsere einheimische Eberesche und verlangt auch keinen besseren Boden als diese. Sie verträgt zur Blüthezeit ungünstige Witterung, selbst Frost, und trägt hernach doch noch gut zu; auch halten sich ihre Früchte den ganzen Winter hindurch und können Vögeln und Wild als Nahrung dienen. —

(„Tägl. Rundsch.“)

Technisches.

gr. Häuser aus Aluminium. Der Versuch, Häuser aus Aluminium herzustellen, ist selbstverständlich von den Amerikanern unternommen worden. In Chicago wird nämlich zur Zeit das erste Haus dieser Art aufgeführt. Die Vorderfront dieses, in einer der belebtesten Straßen der Stadt aufgestellten Gebäudes wird mit feinsten Aluminiumplatten von 0,5 Centimeter Stärke bekleidet; es dürfte mit seinen hellgrauen metallischen Mauern neben den aus Stein und Ziegeln aufgebauten Häusern einen eigenartigen Anblick gewähren. Die Bauausführung ist in der Weise durchgeführt, daß ein Gerippe von starken eisernen Säulen Aluminiumplatten aufnimmt, die 0,80 Meter lang und 0,50 Meter breit sind und von 15 Centimeter breiten Platten aus gleichem Material zusammengehalten werden. Das Aluminium erhält einen Zusatz von 33 pCt. Kupfer, weil das so hergestellte Metall eine sehr geringe Ausdehnung besitzt. Höchst eigenartige Fenster, von denen etliche eine Breite von 6,60 Metern erhalten, werden den 17 Etagen des 64 Meter hohen Hauses die nöthige Helligkeit während des Tages verschaffen. Die Feuericherheit des Aluminiumgebäudes wird natürlich eine außerordentlich große sein. —

Humoristisches.

— Mutter sorgen. Kommerzienrätthin (zu ihrer Tochter): „Was ich Dir längst schon sagen wollte, Kind: mit Deinen Malstudien das übertreib mal nicht. Man könnte ja sonst wirklich meinen, Du wolltest Dir einen Beruf daraus machen.“ —

— Patriotismus. „Sie wollen 'n guter Deutscher sein und wissen nicht, was für einen Gedanktag wir heute haben? — Na, dann will ich's Ihnen sagen: heute vor hundert Jahren hat die Artillerie die schwarzen Sammettragen verliehen bekommen.“ — („Simplicissimus.“)

— Macht der Gewohnheit. Dame (mit ihrer Freundin auf der Spitze des Wendelsteins angelangt): „O Du meine Güte, jetzt hab' ich mein Strickzeug im Hotel unten gelassen — was fangen wir jetzt an?“ —

Vermischtes vom Tage.

— Im Verlage von L. Fernau, Leipzig, ist „Kuerbach's deutscher Kinder-Kalender auf das Jahr 1899“ erschienen. Für Proletariatskinder ist so etwas natürlich nichts. —

— Eine „Deutsche Turnzeitung für Frauen“ wird vom Beginn des nächsten Jahres an in Krefeld erscheinen. —

— Restaurations-Poesie. Auf ein Preisanschreiben für Wandspüche, das ein Kölner Restaurateur veranstaltet hatte, lief neben mehreren tausend anderen auch folgender Spruch ein:

„Wenn's Weib beim Ausgeh'n predigt,
Kimm's mit, dann ist's erleb't.“ —

— Anfang November wurde eine Arbeiterin aus Neuhäus bei Rauscha (Schlesien) erschossen aufgefunden. Jetzt wurde der Gemeindevorsteher verhaftet, da er im Verdacht steht, die That begangen zu haben. —

— In Sing wurde am Montag früh ein acht Sekunden dauerndes Erdbeben verspürt. Unter der Bevölkerung herrschte große Aufregung. —

y. Der vierzehnjährige Sohn eines Arztes in Charlottenlund bei Kopenhagen hat sich auf dem Wege zur Schule wegen unglücklicher Liebe an einem Baum erhängt. —

— Bei der im vergangenen Jahre in Rußland angestellten Volkszählung ergab sich, daß in jedem Gouvernement ungefähr 400 Leute mit einem Alter von über 100 Jahren, einzelne sogar bis zu 160 Jahren alt, vorhanden waren. —

— Die Bewohner der Stadt Werviers sind anerkannt die leidenschaftlichsten Theaterfreunde Belgiens. In einem großen Theater finden Tag für Tag Vorstellungen von sechs- und siebenständiger Dauer statt und stets wird hinter einander Oper, Operette und Drama heruntergespielt! —

— In London ist eine Ladung von Skeletten von Derwischen angekommen, die in der Schlacht von Dumburman gefallen sind. Sie sind für die englischen medizinischen Schulen bestimmt. —